

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 219

Posen, den 24. September 1929

3. Jahrg.

Der Falschspieler

ROMAN
VON
KATE
LUBOWSKI

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDAU IM SACHSEN

(12 Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Er litt auch mit zunehmender Ratlosigkeit unter dem fremden Namen. Unter dem niemals wieder gutzumachenden Diebstahl. Pitt, weil er nicht nur ein Falschspieler gewesen einmal oder zweimal... sondern, weil er nach diesem Fehltritt, solange er leben mußte, dieser Falschspieler blieb. Kein Ausweg! Keine Erlösung von der Schmach, die er sich selbst aufgeladen. Sah die grauenhaften Folgen, die — unberechenbar und unabweisbar — ihn eines Tages entlarven mußten.

Wie sollte er allein das Spiel als Verlobter von Anita Krumbholz beginnen und fortsetzen? Ein einfaches Zerreißen der Bande kam nicht mehr in Betracht. Als Erbe des Nachlasses band ihn das Ehrenwort des andern. Lag die einzige Rettung nicht in einer Flucht, auf die er den Rest seines auf der Bank ruhenden Geldes mitnahm? Denn dieses Geld gehörte ihm laut der letzten Verfügung des Toten zu Recht.

Unter welchem Namen aber sollte er fliehen?

Es konnte doch nur unter dem jetzigen, angemessenen sein. Als Friedrich Läßberg, der er in Wirklichkeit war, durfte er sich, mangels jeden Beweises, nicht ausgeben.

Also mußte er — genau wie er das schon immer gewußt — der Falschspieler bleiben. Dann aber war es nicht nur ehrenhaft, sondern einfach Pflicht, dem alternden, unsicher gewordenen Krumbholz beizustehen — durch Arbeit zu führen — nicht nur der Familie Krumbholz, sondern noch darüber hinaus, Hunderten von Arbeitern der Existenz erhalten zu helfen. Zu arbeiten also, daß kein Gedanke mehr für die eigene Not — das eigene Verschulden — freibleib. Jeden Morgen, selbst wenn das Wetter nicht dazu einlud, legte er den Weg zu seiner Arbeitsstätte zu Fuß zurück. Er wanderte die gerade, schöne Bismarckstraße — durch den Tiergarten bis zum Brandenburger Tor — entlang und entschloß sich erst dann, eines der Verkehrsmittel bis zur Friedrichstraße zu besteigen, damit er — vielleicht heute doch vor Beginn des Dienstes ein offenes Wort mit Krumbholz reden könne. So schwankte Vorlaß und Erwägung beständig. Aber die Erwägung zerplatzte allemal gleich einer Seifenblase. Die Last der Pflichten und geschäftlichen Räte, welche mit jedem neuen Tage erneute Schwierigkeiten auf Schultern und Hirn von P. A. Krumbholz und seiner unermüdeten Mitarbeiter und Vertrauten abfiel, erstickte allemal mit feinem Alltagsstaub die lodernden Qualen seines Gewissens.

Zahlen und Buchstaben formten sich bald zu schweren Hämmern, die Eigenfucht und Eigenwillen erschlugen. Der Mensch und Grübler, der Dieb und Falschspieler bestanden einfach nicht mehr, ein lebendiges Werkzeug der Arbeit, erfüllt mit dem scharf und irrtumslos funktionierenden Uhrwerk befleckter Mechanik, schaffte unter Entfaltung aller Kraft, bis der Chef — übrigens nicht mehr so mager und grau wie noch vor wenigen Wochen — den Tag der Fron für beendet erklärte. Anstatt P. A. Krumbholz, wie der dies mehr als dringlich vorschlug, zu begleiten, ging Kerst alsdann zum Direktor Wumbert hinüber und arbeitete dort weiter.

Während er zu helfen und zu lernen begann, wollten seine Gedanken abschweifen.

Er fühlte deutlich die Kühle des Krumbholz'schen Speisezimmer, das — wie jetzt zumeist — die Fenster zum Garten hin geöffnet — in das blühende Gewirr der Rosen lag. Fühlte Ruth von Alvensbrink's stille Hobeit — den

Duft ihres reichen, aschblonden Haares — den Zauber ihrer bewußten und geschmeidigen Bewegungen — sich selbst von glühenden Flammen erfasst, die ihn zu ihr hingerrien.

Und riß sich dann empor und schärfte seinen Willen mit Erfolg! Die Arbeit bohrte sich in sein Hirn. Die Mechanik begann zu schnurren. Das Bewußtsein, noch mehr als bisher helfen zu können, wiegte alles andere in den Schlaf.

Wieder fühlte er sich als verantwortlicher Erbe des durch ihn beraubten Toten, der seinen Berg von Schuld und Fehlern abtragen könne, wenn er unermüdet — Sandkorn um Sandkorn — in die Ebene des Lebens hineinschleppe.

P. A. Krumbholz hatte diesem Schaffensrausch anfangs schweigend zugehört. Er war trotzdem darauf vorbereitet, den Platz ihm gegenüber eines Morgens unbefehlt zu finden... weil nach altem Muster irgendein Turnier — eine tolle Kneiperei — eine Schiedsrichterei oder ein Ehrenhandel, wie er sich auch jetzt unter Kavaliern nicht immer vermeiden lassen wollte, diesem, im Vergleich zu solchen erhabenen Wichtigkeiten, immerhin elend und belanglos zu nennenden, beruflichen Dienst vorging.

Zu oft hatte P. A. Krumbholz dies unentschuldigste Ausbleiben erleben müssen. Was die eigentliche Ursache jedesmal abgegeben, erfuhr er gemeinlich erst, wenn sich Kerst's Freunde oder seine unbefriedigten Gläubiger in schönem Vertrauen an ihn, den reichen Schwiegervater, gewandt hatten. Diese Sprunghaftigkeit, meinte Krumbholz, könne Kerst, so verändert er auch sonst erschiene, unmöglich abgestreift haben. Auf sie wartete er einfach...

Indessen ging das Leben weiter. Die geschäftlichen Wirrnisse der Firma P. A. Krumbholz begannen sich zu glätten. Das ihr entzogene Vertrauen lehrte zurück. Den Anlaß dazu hatte unstreitig ein Auftrag gegeben, der für zwanzig Tausende Krumbholz-Aktien in Ordre gab. Daß Ruth von Alvensbrink, der Beratung ihrer Bank entgegen, Käufer war, blieb natürlich unbekannt. Allmählich schlichen sich wieder die Kreditgeber an die Firma heran. P. A. Krumbholz war vorsichtig. Eines Tages ließ er die erste kühle Abgabe hinausgehen. Die Freude über den Aufschwung löste seine Zunge.

„Du hast mir Glück gebracht, Kerst,“ sagte er, „ohne dich hätte ich es diesmal nicht geschafft.“

Das half dem Belobten weiter. Nur nachts überrieselte ihn ein Grauen vor der Zeit, die... seine Braut aus Wiesbaden heimbringen würde.

Was sollte dann werden?

Wäre sein Herz frei gewesen, hätte er vielleicht hoffen dürfen, diese ihm vom Schicksal Aufgezwungene lieben zu lernen.

Jetzt war dies unmöglich.

Selbst, wenn sie wie ein Engel an Güte und Schönheit wäre, könnte er sie nicht lieben... Vorläufig war nichts zu ändern. Wieder erwog er alles, um zu dem alten Resultat zu kommen. Als innerlich freier Mann hätte er sich skrupellos von P. A. Krumbholz und dessen Tochter trennen können. Als Erbe des anderen aber war er festgeschmiedet. Das Ehrenwort des Toten... war bis auf weiteres... zu dem seinen geworden.

Sein erster Brief an Anita Krumbholz war seit einer Woche abgegangen. Nicht früher hatte er ihr zu schreiben gewagt, als bis er durch unermüdete Übungen die kindlich steife Handschrift des anderen täuschend nachzuahmen vermochte. — Er hatte ihr in diesem Brief von heißen Kämpfen und Räten gesprochen und auch, als Folge von einer Umstellung seiner bisherigen Lebensweise. Er teilte ihr sozusagen ein festes Programm mit, nach dem er zu leben fest entschlossen sei.

Weder von Sport noch von anderer Zerstreuung war darin die Rede. Klipp und klar leuchtete aus dem festgefügtten Rahmen der Tageseinteilung die Forderung: „Arbeit“ — — — und immer nur „Arbeit“.

Beantwortet hatte ihn Anita Krumbholz darauf noch nicht! — — — Nach den Qualen und Zweifeln der Nächte aber kam der neue Tag. Das purpurne Wolkennetz im Osten, aus dem die Sonne stieg, schwebte über dem Viegen-see. Von den nahen Anlagen herüber schimmerte der Glanz tiefblauer Lilien, zartgelber Gladiolen, tiefroter Geranien und himmelblauen Lobelien. Die feuerroten Kletterröslein schauten von dem Holzgestelle des gewölbten Laubendomes mit zitternder Freude in das Wasser des Sees, das zart und regungslos ihrer Eitelkeit dienend seinen Spiegel hinhielt.

Jürgen von Kerst, im Begriffe, sich in die Krumbholzschen Büros zu begeben, stand von diesem Leuchten wie gebannt. Noch waren die zahlreichen Bänke leer und die Gänge verlassen. Die süße Keuschheit der nicht vollends erwachten Reize griff ihm ans Herz. Er hatte an diesem Morgen noch nicht wesentlich an Ruth von Alvensbrunt gedacht. Nun erstand ihm plötzlich ihr Bild. Wohin er auch den Blick wendete, meinte er ihr reines Profil mit den durchsichtig klaren Augen und dem herben Mund, der noch nicht voll erwacht schien, zu sehen. Er malte sich genießerisch aus, wie er zu ihr ging und ihr die volle Wahrheit eingestand . . . fühlte alle Seligkeiten der Erlösung und kostete sie aus. Dabei war er langsam weitergeschlencert und zu einer Bank gekommen, die von hängenden Zweigen und rankenden Rosen beinahe verdeckt wurde. Auf dieser Bank schlief ein Mädchen.

Es hatte kurze, dicke, kupferfarbene Locken, den blendend weißen, durchsichtigen Teint der Rothhaarigen und ein widerpenstiges Stupfnäschen, das ihm eine abgeschlossene Vergangenheit im Nu wachrief. Ihre Kleidung war zwar modern, jedoch unsauber und verbraucht. Er starrte unentwegt auf diese Schläferin. Etwas stieg in seiner Kehle empor und würgte ihn . . . Die Vergangenheit drohte seinen Herzschlag auszuschalten . . . Andreas Triffberg, der Freund seiner Jugend — der einstige Vertraute seiner Manneszeit . . . der, für welchen er Bürgschaft geleistet hatte — am den er nach Monte Carlo gegangen und schließlich zum Falschspieler des Lebens geworden war . . . hob das erbliche Totengesicht und stellte eine erneute Forderung an ihn: „Du allein weißt, wie sehr ich an diesem Menschen gehangen habe. Nimm dich ihrer an . . .!“ Jürgen von Kerst wollte seine Hand leise auf das rote Gelock legen, erschrak aber im nämlichen Augenblick über sich selber und setzte sich stumm zu der Schlafenden.

Ein Zweig, dadurch zur Seite gedrängt, wippte zurück und hieb der Schläferin schmeichlerisch in das Gesicht. Sie erwachte, rieb die Augen und sah wirr auf den Mann an ihrer Seite.

Dann schrie sie leise auf und drängte ihre Hand um seinen linken Arm.

„Herr Laßberg — einziger Herr Laßberg . . . es ist also gar nicht wahr, daß Sie . . . auch gestorben sind . . . Der Geldgeber hat es mir schwarz auf weiß gezeigt . . . als ich es nicht glauben wollte . . . Nun kann ich Ihnen auch Andreas Patient und Erfindungen aushändigen. Und seinen Brief, der das bestimmt. Er muß wohl seinen Tod voraus geahnt haben . . . Wie hätte er sonst schreiben können . . .“

Ihn überrieselte es heiß. Vergeblich versuchte er ihre Rede einzudämmen. Es war, als stürze sich ein wilder, durch ein stauendes Wehr zurückgehaltener Gießbach endlich in sein Bett.

„Lieber, guter Herr Laßberg, Sie werden mir helfen! Ich weiß nicht mehr ein noch aus. Die Arbeitslosigkeit in Berlin ist so groß, Tag für Tag bin ich gelaufen, um unterzukommen. Sehen Sie, nun haben meine Schuhe keine Sohlen mehr und das Kleid . . . ah, ich müßte mich ja wohl vor Ihnen schämen. Aber der Andreas hat Sie doch so lieb gehabt und Sie auch ihn . . . Reden Sie nur ein Wort . . . Sie werden mich nicht verachten, weil . . . ich . . . so schmutzig . . . aussehe. Ich will ihm doch treu bleiben! Sonst wär's ganz leicht gewesen. Aber . . . ich kann nicht . . . kann nicht!“

Mit einem Wimmern sank sie in sich zusammen . . . Er war totenblaß geworden. Mit übermenschlicher Anstrengung mußte er seine Hände, die sie zu streicheln und zu beruhigen verlangten, von ihr fernhalten.

Er durfte sich nicht verraten! Andererseits konnte er nicht zugeben, daß Andreas Triffbergs kleine, sonnige Freundin ihn zu recht erkannt habe . . . durfte sie um keinen Preis ins Verderben laufen lassen . . . Nein, bei Gott, das durfte er wahrhaftig nicht! Sehr bestimmt sagte er endlich:

„Sie irren sich in mir. Ich heiße nicht Laßberg . . . Mein Name ist Baron von Kerst . . . aber ich werde häufiger

verwechselt. — Lassen wir das jetzt . . . Dieser Herr Laßberg scheint Ihnen jedenfalls vertraut zu sein. Und da er . . . wie Sie wissen wollen — tot ist . . . nehmen wir an, daß er mich, seinen Doppelgänger gesandt habe, damit ich Ihnen helfen darf.“

Sie hörte zwar auf zu wimmern. Jedoch in ihren leidenschaftlichen Augen lag unaussprechliche Angst.

„Nein . . . nein . . . von Ihnen . . . einem Fremden, will ich nichts . . . Gehen Sie! Ich muß hier bleiben. Wo sollte ich sonst auch wohl hin?“

Ihr bewegliches Gesicht wurde hart und trotzig.

„Wenn Sie mich also heute zum erstenmal sehen, müssen Sie ja wohl das Schlechteste von mir denken.“ stieß sie hervor. „Von einer, die nachts draußen pennst . . . Aber ich kann nichts dafür. Meinen Vater habe ich nicht mehr gekannt. Meine Mutter war immer krank und schwach, solange sie lebte. Freuden gab's keine, aber desto mehr Hunger und Tränen. Da ist der Andreas gekommen. Gekostet habe ich ihm nicht viel. Er war sehr gut zu mir und klug war er auch. Nur die Meisten haben ihn nicht verstanden und ihn wegen seiner Erfindungen ausgelacht. Er war ein unruhiger Geist. Ich verstand ihn bis aufs Letzte. Mir war alles heilig, was er tat. Er wäre auch ganz bestimmt ein berühmter Mann geworden. Aber das schreckliche Unglück mit dem Auto . . .“ Sie konnte nicht weiter sprechen. Ihre Tränen strömten.

„Das müssen Sie mir später ausführlich erzählen,“ bat er. Ihre Augen blickten ihn durch die blinkenden Schleier zornig an.

„Was geht das Sie an . . . wo Sie ihn doch nicht kennen. Sie sollen endlich gehen. So gehen Sie doch! Diese Bank habe ich mir ausprobiert. Ihr Sitz zerreißt die Kleider. Da bleibt sie, wenigstens bis Mittag, unbelegt.“

„Und was soll aus Ihnen werden,“ fragte er sanft. Sie schauderte zusammen.

„Merken Sie denn nicht, weshalb ich hier — gerade hier — meine Nächte verbringen muß,“ schrie sie verzweifelt heraus. „Ich hoffe doch, daß ich einmal in den See springen kann.“

„Ja . . . glauben Sie denn nicht, daß er, den Sie geliebt zu haben vorgeben, sich darüber härmten würde?“

„Vielleicht könnte ich es deswegen auch noch nicht tun. Ich dachte . . . daß ich nur so feige wäre. Dort hinein,“ sie zeigte mit dem Kopf hin und ihr Gesicht verlor die Farbe. „Nicht wahr, er sieht so hübsch und friedlich aus . . . Aber vor zwei Wochen . . . haben sie mal . . . eine weibliche Leiche herausgefischt . . . O, das war fürchterlich . . .“

„So lange nächtigen Sie schon hier, armes Kind?“

Sie nickte voller Scham.

„Einmal war ich im Asyl für Obdachlose. Das kann ich nicht mehr. Da habe ich die ganze Nacht Andreas jammern hören . . . Hier ist er still. Er hat also nichts dagegen. Es ist ja auch schön hier. Nachts ganz besonders. Nur . . . wenn sich ein Paar küßt und herzt . . . das ist schrecklich für mich. Es ist sehr einsam, wenn man so sehr geliebt worden ist wie ich.“

„Hätten Sie Lust zur Arbeit?“

„Lust hätte ich schon, wenn ich auch gerade nicht sehr viel verstehe. Kochen kann ich und einen Tisch hübsch decken . . . mit vielen, vielen Blumen . . . und nähen und flicken kann ich auch. Und Kranke pflegen und streicheln . . . das wäre jetzt für mich das aller — allerhöchste. Aber ich habe es ja schon gesagt . . . man gibt mir ja doch keine Arbeit. Ich habe keine Zeugnisse. Keinen, der mich empfehlen könnte. Und dann sagen sie, ich sähe auch frech aus . . . In einer Kneipe wollte mich der Wirt freilich gern behalten. Ich war auch schon willens. Aber . . . denken Sie nur . . . da ergriff der Andreas plötzlich meine Hand und zog mich gewaltsam von diesem Mann weg.“

„Sehen Sie, und nun, wo er mich ganz gewiß zu Ihnen schickt, damit ich Ihnen beistehe und rate . . . Kösen Sie mich zurück.“

Ihre Augen brannten in hellem Mißtrauen.

„Wie wollten Sie mir denn helfen? Nein . . . nein . . . Das kann ich mir schon denken. Ghe ich das tue, will ich doch noch viel, viel lieber in den See hinein. Mit dem guten Herrn Friedrich Laßberg wäre ich, hätte er's verlangt, bis ans Ende der Welt mitgelaufen. Der war nicht nur gut . . . grundgut im Helfen und Schenken — der verdarb auch kein Mädel.“

Das Verlangen fieberte in ihm, noch mehr von diesem . . . Laßberg zu hören.

„Woher kennen Sie ihn denn so genau? Verstand ich Sie recht, war es Ihres Andreas Freund . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Dunkel um Percival.

Novelle von Felix Hohmer.

Als Percival in aller Form um Edith Brueghels Hand anhielt, war er durchaus gewiß, daß es sich nur um eine eigentümlich unnötige und sogar etwas lächerliche Formsache handle. Denn Edith hatte ihm allzu viele Beweise ihrer Liebe und Zuneigung gegeben, in den langen Monaten, da er um sie geworben — und das war fast seit dem ersten Tage seiner Anwesenheit in Hongkong gewesen — als daß er an dem Resultat seiner Bemühungen irgendwie hätte zweifeln können. Zumal sie ein etwas zurückhaltendes Mädchen war, das von Flirt nichts hielt und Koetterie halbwegs verdammt.

Aber er hätte seiner Sache lieber nicht ganz so sicher sein sollen. Vielleicht, als er so treuherzig und gleichsam bittend vor ihr stand, fing sie irgendeinen Blick seiner Augen, einen allzu siegesgewissen Blick aus, von dem Percival selbst gar nichts zu wissen brauchte, der aus seinem Unterbewußtsein hervorbrach und sie verletzete, das Gleichgewicht ihrer Seele vernichtete. Man sage nichts dagegen — ähnliche Dinge haben sich immer wieder ereignet. Es gibt da geheimnisvolle, unergründliche Naturkräfte, die plötzlich aus dem Innern mit fast vulkanischer Gewalt hervorbrehen und den Menschen aus der vorgesehenen Bahn herauswerfen. Und wer will mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussetzen, worauf ein junges schönes Weib unter Umständen verfallen kann, zumal dann, wenn in seinem Herzen vielleicht ein dunkles, immerhin deutliches Gefühl lebt, das es warnt, gerade den Mann zu heiraten, den es wahrhaft liebt.

Wie auch dem gewesen sein möge, jedenfalls antwortete Edith Brueghel auf die sehr klar und sicher vorgebrachte Frage Percivals mit einem ebenso klaren und eindeutigen Nein.

Percival lachte zunächst übermäßig laut wie über einen schlechten und etwas deplacierten Witz. Dann, als Edith keine Anstalten machte, mitzulachen oder die Antwort, die sie ihm soeben gegeben, zu widerrufen, wurde er wütend. Er geriet in eine gelinde Raserei, die das Mädchen mit einer gewissen heimlichen Wollust genoss. Schließlich verlor er völlig die Besinnung. Er warf Edith Herzlosigkeit, Arroganz, Hysterie vor, nannte sie eine Kokotte und gebrauchte zuletzt Ausdrücke, wie sie ihr Ohr bisher nicht vernommen, von deren Existenz sie keine Ahnung hatte — woraufhin Edith hochaufgerichtet das Zimmer verließ, ohne den todbenden, schäumenden Mann noch eines einzigen Blickes zu würdigen.

Percival, der nun niemanden mehr vor sich sah, dem er seine Empörung, seine Wut, seine Verachtung ins Antlitz schleudern konnte, stürzte hinaus auf die Straße und leistete sich einen heiligen Eid, das Haus nie, nie mehr zu betreten. Oben, durchs Fenster bläute Edith ihm nach, mit einem etwas verwunderten und etwas traurigen Gesicht und wußte durchaus nicht, ob sie lachen oder weinen sollte.

Percival, plötzlich vor eine Situation gestellt, der er sich nicht gewachsen fühlte, hielt das Wort, das er sich selbst gegeben. Er machte keinen Versuch, Edith noch einmal wiederzusehen, eine erneute Aussprache herbeizuführen. Tagelang lag er zunächst in seinem Zimmer, war für niemanden zu sprechen, verließ nicht einmal in den Abendstunden seine Wohnung. Er war ein naiver, primitiver Mensch, mit sehr einfachen und sehr eindeutigen seelischen Regungen, ganz ohne Kompliziertheit. Und da er von Psychoanalyse nicht einmal gehört hatte, stand er vor einem Rätsel, um dessen Lösung er sich nicht bemühte. Er konnte natürlich nicht aufhören, Edith zu lieben, aber er glaubte, sie trotzdem zu verachten. Und da sie ihm als die begehrteste Repräsentantin seiner Rache erschien, haßte und verachtete er in ihr zugleich alle Europäer oder glaubte wenigstens, es zu tun.

Endlich, als er diesen Zustand körperlicher Trägheit und seelischer Verwirrenheit nicht länger zu ertragen vermochte, raffte er sich auf. Doch dachte er nicht im entferntesten daran, wieder seinem Beruf nachzugehen, der ihm, der nicht eigentlich wohlhabend war und so etwas wie Vermögen, Kapital kaum sein eigen nannte, bisher ein gutes Auskommen gewährleistet hatte.

Nein, er wollte mit seinen Landsleuten nichts mehr zu tun haben. Sie waren schlecht und falsch, wie Edith Brueghel schlecht und falsch war. Darum hörte er auf, seinen Klub zu besuchen, darum entzog er sich mit Hartnäckigkeit und Gewandtheit allen Erkundigungen und Nachforschungen seiner Kameraden, seiner Geschäftsfreunde, seiner Bekannten. Er gab seine Wohnung auf und verzog in die Chinesenstadt. Das war halber Selbstmord. Aber er zerschnitt auch alle Bande zwischen sich und den Europäern, und das gab ihm endgültig den Rest.

Verlekte Liebe, verlekte Eitelkeit trieb diesen jungen, lebenswerten Menschen auf die Straße, in die Kneipen. Auf die chinesische Straße, in die chinesischen Spelunken unten am Fluß. Wer einmal drüben gelebt hat, weiß, was das bedeutet. Sechs Wochen hindurch, sechs mal sieben Tage wütete Percival gegen sich selbst, ließ sich durch einen immer wilderen Wirbel von Ausschweifungen, Lastern und Tollheiten treiben. Es ist kaum möglich, ihn auf all seinen Irrfahrten zu begleiten — ja, es ist auch nicht einmal nötig! ... Am ersten Tage der siebenten Woche erwachte er aus seinem Wahnsinn und erkannte einseitig, daß er seinen letzten Schilling verjubelt, verspielt oder verloren hatte.

Es gibt ein ungeschriebenes Gesetz im Osten — ein Gesetz, das sich die Europäer gegeben haben. Es ist das Gesetz des Geldes, natürlich aber in der härteren, grausameren Abwandlung, die im fernen Osten offenbar notwendig ist. Die Weißen kommen nach Hongkong und Peking und Kanton, um Geschäfte zu machen. Aus keinem anderen Grunde, natürlich. Und deshalb ist es selbstverständlich, daß ihnen irgendwelche Mittel zur Verfügung stehen. Geschieht es doch einmal, daß ein Weißer mittellos dasteht, so ist er verloren. Hat er gar noch vorher die Unvorsichtigkeit begangen, sich von denen seines Blutes loszumachen, hat er sich in eine Gesellschaft begeben, die der Europäer zwar benutzt, aber unfähig verachtet, so ist er doppelt verloren.

Genau in dieser Lage befand sich jetzt Percival. Wohl ekelte ihn das Treiben der letzten Wochen, aber es gab keinen Weißen, der ihm Arbeit gab. Denn dadurch hätte man die Achtung vor seiner Rasse untergraben —, man durfte keinen Weißen für sich arbeiten lassen, dafür waren die Farbigen da. Er hätte noch immer die Möglichkeit gehabt, sich Geld vorstrecken zu lassen, — er besaß einflussreiche Freunde, die ihm gern geholfen hätten. Aber sich an sie zu wenden, verbot ihm sein Stolz, der nach der Wunde, die Edith Brueghel ihm zugefügt hatte, doppelt empfindlich war.

Ausgestoßen aus dem Kreise der Menschen, in dem er bisher gelebt hatte, ein Paria unter den Eingeborenen, sank Percival nun unglaublich rasch. Denn eine weiße Unterklasse wie daheim gab es hier nicht. In weniger als vierzehn Tagen hatte er den Zusammenhang mit der Welt verloren, sagte zum Kuli „Herr“, hungerte, trank, schlief des Nachts auf den Steinfliesen der Methodistengasse, in der er sich heimlich hatte einschließen lassen und — bettelte.

Zuweilen sah ihn noch einer seiner früheren Freunde. Aber man schritt an ihm vorüber, als erkenne man ihn nicht, und Scham färbt die Wangen dieser Menschen; sie schämten sich für jenen, der diese Regung längst nicht mehr kannte.

Einmal, halb wahnhaftig vor Hunger, stellte sich Percival einer Kitz-sha entgegen, in der eine vornehm gekleidete Europäerin saß. Redete die Inassin in fließendem, reinem Englisch an, bat um ein Almosen. Erstaunt, halb und halb empört hob die Dame den Kopf, sah ihn an. Es war Edith. Drei Sekunden ruhten die Blicke dieser beiden Menschen ineinander, flirrten gegeneinander wie blitzende Schwerter. Percival zitterte erbarmungswürdig, und jenen Augenblick erschien es, er müßte hinausstürzen und auf der Stelle seine Seele aushauchen. Aber in Edith Brueghels Gesicht zuckte nicht der kleinste Nerv.

Endlich, nach einer halben Ewigkeit, öffnete Edith mit langsamer Bewegung ihre Ledertasche und entnahm ihr eine kleine wohlgefüllte silberne Börse. Percival sah es, er wollte sich abkehren, davonlaufen. Aber Ediths Auge hielt ihn zurück. Sie reichte ihm die Börse nicht, sondern warf sie in den Kot der Straße. Deutete herrisch darauf mit der Spitze ihrer Reitgerte. Percivals Gesicht wurde aschgrau, seine Kiefer schlugen knirschend gegeneinander. Edith Brueghels Blick blieb unerbittlich. Da beugte sich der Mann tief, tiefer. Seine Fingerspitzen berührten den Geldbeutel.

„Go on,“ kommandierte Edith schneidend, und das Gefährt stob davon.

Von dieser Fahrt ist Edith Brueghel, die vornehme, schöne, reiche Edith Brueghel nicht mehr zurückgekehrt. Alle Nachforschungen der Behörden nach ihrem Verbleib waren vergeblich — was nicht so erstaunlich ist, wenn man bedenkt, wie viele Europäer jährlich in dieser ungeheuren, wimmelnden Stadt spurlos verschwinden. Irgend jemand will sie einmal in einem sehr verrufenen Hause gesehen haben. Aber das erscheint kaum glaublich und ist gewiß so erlogen, wie es wahr ist, daß man Percival am Abend desselben Tages, da er Edith letztmalig von Angesicht zu Angesicht sah, erschlagen unter irgendeinem Brückenhoch oder Torbogen im Norden auffand. Ein Nigger, ein aus Amerika eingewanderter Schwarzer, soll ihn ermordet haben, um sich in den Besitz einer silbernen Börse zu setzen, aus der Percival — unvorsichtig genug — seine letzte Zehne beglichen hatte.

Ein Pionier des Funkwesens.

Zum 60. Geburtstag des Grafen Arco.

Georg Graf von Arco ist bekannt als einer der Männer, die das deutsche Funkwesen auf seine jetzige stolze Höhe geführt haben.

Wir erinnern uns der Zeit, da es als ein Wunder erschien, daß die telegraphische Nachrichtenvermittlung auch ohne Drähte, mit anderen Worten, daß eine Aether-telegraphie im Bereiche der Möglichkeit lag. Diese Überbrückung des Luftraums mit elektrischen Wellen gelang zum ersten Male im Jahre 1897 dem Italiener Marconi — an der bald darauf einsetzenden starken Entwicklung der Funktechnik nahm die deutsche Industrie großen Anteil. Mit Professor Slaby, der in Deutschland die ersten grundlegenden Versuche unternahm, arbeitete als sein Assistent Graf Arco

zusammen, der sich nach militärischer Dienstzeit von einigen Jahren seinen seit frühester Jugend bestehenden technischen Neigungen wieder zugewandt hatte. Das von beiden gemeinsam ausgearbeitete deutsche System für drahtlose Telegraphie — das erste! — erhielt denn auch die Benennung Slaby-Arco nach einigen Jahren der Gegnerschaft zum Braun-Siemens-System, schloß es sich mit diesem im Jahre 1903 zur „Gesellschaft für drahtlose Telegraphie“ — „Telefunken“ — zusammen.

Am 27. Mai des vergangenen Jahres konnte „Telefunken“ das fünfundzwanzigjährige Bestehen feiern. Ein stolzer Tag im Leben des Grafen Arco, der damit auf ein Ergebnis seiner Lebensarbeit, wie es nur wenigen beschieden ist, zurückblicken konnte.

Graf Arco hat das deutsche Funkwesen durch viele Erfindungen bereichert, von ihnen ist besonders erwähnenswert die zur Erzeugung elektrischer Wellen dienende Hochfrequenzmaschine, die sich auf der 1906 gegründeten Großfunkstation Rauen bestens bewährte. Rauen und die 1914/15 gegründete Großfunkstelle Königs wusterhausen wird man als die wirkungsvollsten drahtlosen Stationen des Erdballes bezeichnen können. Die Station Rauen erwies sich für uns von unschätzbarem Wert, als im Weltkriege unsere Kabelverbindungen oorlogorengingen, wir aber trotzdem funktechnisch mit der Welt in Verbindung bleiben konnten. Das alles stellt einen Ausfluß der Tätigkeit des Grafen Arco dar, der damit auch den Grund gelegt hat zur heutigen, fast märchenhaft anmutenden Entwicklung des Rundfunks, der für ungezählte Millionen von Menschen ein unbedingtes Bedürfnis geworden ist.

Das deutsche Funkwesen ist zu einem wichtigen deutschen Wirtschaftszweig geworden, seine Bedeutung für Verkehrswecke aller Art hat noch nicht ihren Höhepunkt erreicht. Heer und Marine, der Betrieb der Eisenbahn wie die weitverzweigte Tätigkeit der Polizei sind ohne ausgiebige Anwendung der funktechnischen Möglichkeiten nicht mehr denkbar, der Weltflug des stolzen Luftschiffes „Graf Zeppelin“ hängt in erster Linie von der Güte der eingebauten Funkvorrichtungen ab. Der Flugschiffahrt schenkte Graf Arco bereits im Jahre 1925 den „Funkweiler“, der es ermöglicht, die Richtung einer anderen Funk-Sendestation zu bestimmen. Luftschiffahrt ohne Radiotechnik ist nicht mehr denkbar, dasselbe hat von der Ozeanschiffahrt zu gelten. W.

Unser Leben nutzlos?

Wohl jeder Mensch äußert gelegentlich den Wunsch, daß er sein Leben noch einmal von neuem beginnen möchte, und oft fügt man dabei hinzu, daß man dann sicherlich größere „Erfolge“ zeigen würde, als es jetzt der Fall ist. —

Von all den vielen großen Dingen, die wir in unserm Leben vollbringen wollten, sind viele, sehr viele ungetan geblieben, von all den Zielen, die wir erreichen wollten, liegen die meisten ferner denn je. Wir sind uns unsrer Fehler bewußt und erkennen, daß wir bei allen unsern Versuchen, den Erfolg zu erringen, stets zu Fall kamen. Der einzige Weg, der uns vielleicht noch Aussicht auf den erstrebten Erfolg verspräche, wäre, daß wir unser Leben von neuem beginnen.

Ein natürlicher Wunsch — schade, daß er sich nicht erfüllen läßt, und diese Kenntnis veranlaßt manche, daß sie alle Dinge ihren Lauf gehen lassen.

Wie falsch ist doch diese Auffassung vom Leben! Wenn wir auch unser Leben nicht noch einmal leben können, bleibt uns doch immer der Weg offen, die von uns begangenen Fehler wieder gut zu machen und neue Fehler zu vermeiden. Wir werden zwar niemals ständig frei von Kummer und Sorgen bleiben, aber wir werden auch häufig Gelegenheit haben, einzugestehen, daß das Leben auch Lichtblicke und Schönheiten für uns enthält.

Es ist so leicht, die Glinte ins Korn zu werfen, so leicht unser Leben als ein vergebliches Streben anzusehn, und wer diesen Fehler begeht, zahlt nicht nur selbst dafür, sondern zwingt auch seine Familie und seine Freunde dazu, für den Fehler zu zahlen.

Wir mögen selbst unsres Wertes nicht bewußt sein, aber jeder Mensch hat seinen eignen Wert, einen Wert, der sich dadurch erhöhen läßt, daß er alle Dinge richtig erkennt und einschätzt.

Alle unsere Bemühungen sind, wenn sie wirklich ernst betrieben wurden, nie vollständig wertlos gewesen, und jeder, der Lebensmut und Lebensfreude zeigt, hilft dazu, andern Lebensfreude und Lebensmut einzufloßen. Selbst wenn wir glauben sollten, unser Leben bestehe aus nichts anderm als

Fehlgeschlägen, dürfen wir doch nicht den Mut verlieren, dürfen wir nicht den Versuch aufgeben, Gutes zu vollbringen.

Läßt uns das Vergangene vergessen, die Vergangenheit, die so voll von Fehlern war, und laßt uns an die Zukunft denken, in der wir so vieles wieder gutmachen können! Vergessen wir, so werden wir andre ebenfalls entmutigen, die jetzt schon unter ihrer Last seufzen. Sehen wir aber den Kampf mutig fort, so werden wir auch andre anspornen, die Schwierigkeiten zu überwinden, die das Leben jedem von uns bringt.

Gedenktage.

23. September.

Otfried von Hanstein. Am 23. September feiert Otfried von Hanstein, einer der fruchtbarsten Unterhaltungsschriftsteller Deutschlands, seinen 60. Geburtstag. Er ist in Bonn geboren, war Schauspieler und Theaterleiter, machte große Reisen und verschaffte sich so die umfassenden Kenntnisse von Welt und Leben, die seinem Schaffen zugute kamen. Neben geographischen und kulturgeschichtlichen Schriften schrieb er vor allem Romane, die zumeist in fremden Ländern spielen oder auch ihren Stoff den exotischen Kulturen der Vergangenheit entnehmen, ferner Kriminalromane und Jugendschriften, Dinge, die sich sehr wohl vereinigen lassen, da ja auch das Jugendbuch vor allem eine spannende Fabel verlangt. Aus der langen Reihe seiner Romane sei „Der blutrote Strom“ genannt; im Mittelpunkt steht hier der gigantische Mongolenherrscher Dschingis Khan, der Titan des gelben Asiens, dessen Herrschaft vom Schwarzen bis zum Gelben Meer uns Hanstein schildert. Auch „Die Welt des Inta“ zeigt die Kunst des Verfassers, kulturgeschichtliche und spannende Handlung zu vereinigen.

Fröhliche Ecke.

Aebbelguchn.. „Großmuddr, bei dir riechd's awer fein nach Aebbelguch'n! De haßt wohl welch'n gebad'n, weil morch'n de Dande Elli Geburdsdaach hat?“

„Freilich, Hellmuhdch'n, un nu bist je ooch drzu eingelad'n mit deiner Muddr.“

„Großmuddr, muß'ch da in Aebbelguch'n mid'n Löffel von ä Glasdellersch'n ess'n?“

„Naderlich, Hellmuhdch'n, wo bess're Leide mid an Dische sidgen, muß'ch das so mach'n!“

„Großmuddr, ganns de mir nich da heide schon ämal ä Schtidchen Aebbelguch'n gähm zum Browier'n, ob ichs morch'n ooch fertig bringe?“

*

„Was haben Sie denn Ihrem Mann zu seinem Geburtstag geschenkt?“

„Hundert gute Zigarren.“

„Das ist eine gute Idee. Was haben Sie denn dafür bezahlt?“

„Gar nichts. Schauen Sie, ich habe jeden Tag eine oder zwei Zigarren aus seinem Etui genommen. Das hat er nicht gemerkt, und er war ganz besonders erfreut darüber, daß ich seinen Geschmack so gut getroffen habe.“

*

Bekannt ist auch die Geschichte von dem Schotten, der seinen Freund in London besuchte und diesen während der acht Tage von morgens bis abends für sich bezahlen ließ. Als die beiden zum Abschied in einer Bar saßen und den allerletzten Whisky-Soda herunterspülen wollten, zog der Engländer, wie gewohnt, die Börse, doch da klopfte ihm der Schotte auf die Schulter:

„Nein,“ sagte er, „das gebe ich nicht zu. Acht Tage hast du für mich bezahlt, diesen letzten Whisky wollen wir ausknobeln.“



Ist jetzt in Buchform vorrätig.

Gut ausgestattet auf holzfreies Papier gedruckt. Preis 6.60 zł, in Leinen gebunden 9.90 zł.

Zu beziehen durch die Concordia-Buchhandlung, Poznań, Zwie. zyniecka 6.